

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Eine ungekannte Welt

Judäus

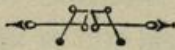
Frankfurt a. M., 1907

VI. Was ein Esrog werth ist.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-2077

VI.

Was ein Esrog werth ist.



IV

Das ist die erste Art der Kunst

Herr von Kirschsteiner hatte die schönste Sultah in der ganzen Residenz und gewiß noch weit darüber hinaus. Es war ein hoher, geräumiger Kuppelbau, ausgestattet mit allem Luxus, und einem daran stoßenden Seitenbau, der das Schlafzimmer enthielt. Ein Druck auf einen Knopf und das Kuppeldach legte sich auseinander und zog sich wieder zusammen. Daß die Teppiche, Gardinen, Möbel und alle sonstigen Verzierungen der groß angelegten Einrichtung entsprachen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Aber das Interessanteste an dem ganzen Ensemble war doch der Eigentümer dieser Sultah selbst, wenn er wie heute im Kreise seiner Kinder und Enkel saß, und mit ihnen gemeinsam das Fest unserer Freude feierte.

Herr Ignaz von Kirschsteiner war ein mehr als siebenzigjähriger Greis von hoher Statur, und wenn er da im eleganten türkischen Schlafrock, umgeben von den Häuptern seiner Lieben, seine meerschaumene Zomtof-Pfeife rauchte, so hatte man ein Bild wohlhabender Behaglichkeit und patriarchalischen Familienglückes vor sich, das selbst den Straßenjungen imponirte, welche die herrliche Festhütte herbeigeloct hatte, um einßge lüsterne Blicke hineinzuwerfen.

Die versammelte Familie, welche ohne die zwei armen Gäste mehr als dreißig Personen zählte, setzte sich aus Kindern und Enkeln zusammen, unter welchen alle Altersstufen, vom

fünfundzwanzigjährigen bis zum sechsundzwanzigjährigen, vertreten waren. Der älteste Enkel, der kürzlich das Gymnasium absolviert hatte und mit dem Beginn des Wintersemesters die Hochschule beziehen sollte, war dem Großvater besonders an's Herz gewachsen. Er führte den Namen seines Vaters Wolf, und wenn sie ihn auch draußen Wilhelm nannten, für ihn hatte er den alten Namen beibehalten.

„Ich danke Dir auch noch, lieber Großvater, für den schönen Gulof und Esrog, womit Du mich heute, kurz vor Tomtos, überrascht hast,“ begann der Student. „Der Vater hatte zwar schon meine Arba Minim besorgt, aber so schön wie die Deinen sind sie nicht. Du hast uns aber noch gar nicht Deinen Esrog gezeigt, dürfen wir ihn nicht einmal sehen?“

Der gute, kluge Junge wußte ganz genau, daß er dem Großvater keinen größeren Gefallen thun konnte, als diese Bitte an ihn zu richten.

Ein schöner Esrog, das war der Punkt, worin der Großvater sterblich war. Herr Ignaz von Kirschsteiner hielt den Sabbat in Ehren und die Festtage. Aber unter allen Festen feierte er keines mit solcher ausgesuchten Sorgfalt, als gerade das Sukkothfest. So große Aufmerksamkeit er auch auf seine Sukkoth verlegte, die Vorkehrungen, die er alljährlich traf, um einen schönen Esrog zu bekommen, die mußte man selber beobachtet haben, um sie nur glaublich zu finden. Die Esrog-händler weit und breit wußten davon zu erzählen.

Wenn ein Esrog tadellos war und alle die Schönheiten aufzuweisen hatte, die der Kenner an einem Esrog zu schätzen weiß, so war ihm kein Preis zu hoch. Er hatte niemals um den Preis gefeilscht, der ihm für einen schönen Esrog gefordert

wurde. So kam es, daß er schon Wochen lang vor Suktoth ein Prachtexemplar von Esrog für theures Geld kaufte. Acht Tage später wurde ihm aber von anderer Seite noch ein schönerer offerirt, er kaufte auch diesen und seine Nachfolger, die auf dieselbe Art an ihn herankamen. Auf diese Weise hatte Herr von Kirschsteiner bis Suktoth eine ganze Garnitur von 6—7 ausgesucht schöner Esrogim, die alle so vollendet waren, daß ihm selber am Jomtof oft die Wahl schwer fiel, für welchen er sich entscheiden sollte.

„Ich habe heuer nur sechs Esrogim, lauter Kabinetstücke, Muschorim Schebemusrochim, bei zweien davon habe ich selbst lange geschwankt, für welchen ich mich entscheiden soll, ich bin doch begierig, ob Ihr den rechten herausfindet.“

Dabei stand er auf, öffnete einen kleinen Seitenschrank, nahm sechs schwere, goldene Schalen heraus, welche die herrlichen Früchte enthielten und legte sie der ganzen Tischgesellschaft zur Beurtheilung vor. Wolf hatte mit Kennerblick sofort den richtigen getroffen zur großen Freude des Großvaters, der die herrlichen Früchte bald wieder zurückstellte, damit sie durch das Betasten der Hände keinen Schaden litten.

„Großvater,“ begann Wolf, als sich Alle wieder niedergesetzt hatten, „diese sechs Esrogim kosten doch, schlecht gerechnet, ihre dreihundert Gulden, warum giebst Du so viel Geld für eine solche Mizwa aus? Du hättest den schönsten unter diesen Esrogim kaufen können und es wäre noch Geld genug für zwei bis drei Fahrräder übrig geblieben. Ich habe Dich schon so lange um ein Fahrrad gebeten, aber davon hast Du nie etwas wissen wollen und mich immer damit getröstet: „Kommt Zeit, kommt Rad!“ Jetzt ist aber die Zeit gekommen, wenn

ich auf die Universität soll, die 25 Minuten von unserer Wohnung entfernt liegt — —“

„Wolf,“ unterbrach ihn der Großvater, „wie kannst Du einen Esrog mit einem Fahrrad miteinander vergleichen und beide in einem Athemzug nennen? Weißt Du nicht, daß es in der Thora heißt: Das ist mein Gott und ich will Ihn auf schöne Weise verehren, — und daß sich für uns daraus die Pflicht herleitet, alle Gebote Gottes auf möglichst ansprechende Weise zu erfüllen?“

„Pardon, Großvater, gewiß weiß ich das, aber gerade aus der Stelle, aus welcher ich das weiß, ergibt sich mein Befremden. Die Gemoro leitet allerdings aus diesem Sage die Pflicht einer möglichst schönen Erfüllung aller Mizwoth ab. Aber sie greift speziell einige Mizwoth besonders heraus und sagt: „diene Gott mit einer schönen Sukkoth, mit einem schönen Lulab, mit einem schönen Schofar, mit einem schönen Zizis, mit einer schönen Sefer-Thora.“ Wenn dazu sechs Esrogim gehören, warum hast Du nicht auch sechs Sukkoth, sechs Schoferos und sechs Sifre-Thora, ja, warum hast Du sechs Esrogim und nur einen Lulab, müßtest Du nicht wenigstens auch noch fünf Lulabim haben?“

Der Großvater war offenbar nicht in der Lage, diesen Einwand zu pariren. Lächelnd erhob er den Finger und sprach mit scherzendem Drohen:

„Ei, ei, in Dir steckt ja wirklich schon ein ganzer Jurist, der leibhaftige Staatsanwalt. Du glaubst also wirklich, daß ich für meine Esrogim zu viel Geld ausbebe und willst mir das gar aus der Gemoro beweisen? Ich will Dir aus derselben Gemoro beweisen, daß ich für meine sechs Esrogim noch nicht

so viel gezahlt habe, als Rabbon Gamliel für einen einzigen Esrog.“

„Wie viel hat Rabbon Gamliel dafür gegeben?“

„Eintausend Sous, das entspricht einem Werth von ca. 750 Mark.“

„Ah, Du meinst den Fall, in welchem Rabbon Gamliel auf der Reise mit anderen Großen in Israel war und nur schwer sich einen Esrog beschaffen konnte. Das war aber nur ein Ausnahmefall, keinesfalls hat aber Rabbon Gamliel jedes Jahr eine solche Summe für einen Esrog bezahlt. Es wird auch aus späterer Zeit sich kaum ein Fall anführen lassen, in welchem ein solcher Preis für einen Esrog bezahlt wurde.“

„Nur nicht so rasch, mein kleiner Springinsfeld. Als am Anfang dieses Jahrhunderts Kopenhagen von den Engländern blockirt war, konnte die jüdische Gemeinde um keinen Preis der Welt einen Esrog erlangen. Ein Lulaf war aus dortigen Treibhäusern zu haben. Damals setzte die Gemeinde einen Preis von 5000 Kronen für die Beschaffung eines Esrog aus, und sie bekam es auch.“

„Wie war das möglich?“

„Ein Matrose ließ sich durch den hohen Preis bestimmen, bei Nacht und Nebel zwischen den feindlichen Schiffen durch den Belt zu schwimmen, nach Hamburg zu reisen und dort ein Esrog zu kaufen. Er kehrte auf demselben Wege wieder zurück und lieferte zwischen Rosch-Haschono und Jom-Kippur dem Vorstand der jüdischen Kopenhagener Gemeinde den Esrog ab, der ihm dann mit dem vollen, versprochenen Preis bezahlt wurde.“

„Das ist vielleicht noch ein größerer Ausnahmefall, als

derjenige zur Zeit Rabbon Gamliels. Aber man kann doch daraus keine Folgerungen für normale Zeiten und Verhältnisse ziehen!"

„Das möchte ich auch nicht behaupten,“ erwiderte sinnend der Großvater. „Aber damit Du die Bedeutsamkeit, welche ich einem schönen Esrog beilege, nicht für ein gewisses Faible, für einen bloßen Sport hältst, muß ich euch doch einmal die Geschichte erzählen, welche eigentlich mich dazu geführt hat. Es ist eine merkwürdige, wunderbare Geschichte und das Interessanteste daran ist, daß sie wortwörtlich wahr ist. Laßt euch zuerst noch eine frische Tasse Kaffee einschenken, denn die Geschichte zieht sich vielleicht ein wenig in die Länge.“

Herr von Kirschsteiner blies einige mächtige Rauchwolken aus seiner Pfeife und begann seine merkwürdige Erzählung:

„In einem ungarischen Dorfe, nicht weit von der berühmten, großen Ahille B. lebte ein armer Handelsmann, der sich und seine Frau mit vier Kindern kümmerlich genug ernährte. Er hatte in der Jugend die Jeschiba besucht und noch etwas jüdisches Wissen aus jener Zeit zurückbehalten, woher es wohl kam, daß ihn die Leute Reb Tzig nannten. Er lebte schlecht und recht wie es einem Juden zukommt, ging jeden Tag nach dem Morgengebet in die umliegenden Orte, um altes Eisen, Zinn, Lumpen, Knochen und alles Mögliche und Unmögliche einzuhandeln und kehrte dann Abends mit einem Sack voll Waare nach Hause zurück, um zu Mincha oder jedenfalls zu Maariv wieder gemeinsam mit der Gemeinde beten zu können. Es fiel wenig ab bei diesem Handel und sein Ertragniß reichte kaum aus, um die Familie kärglich zu erhalten. Da kam Sukkoth. Lulaf, Esrog und Hadassim waren zu jener Zeit besonders theuer, und es war Reb Tzig nicht gelungen,

so viel zu ersparen, um sich *Arba Minim* zu kaufen. Er hatte nicht mehr als einen Gulden übrig und damit konnte er nichts anfangen. Er verband sich daher mit zwei anderen armen Leuten, um mit ihnen gemeinschaftlich die vier Pflanzenarten zu erkaufen. Das hatte aber *Reb Jzig* den ganzen *Somtof* verstört, und er nahm sich fest vor, alles zu thun, damit das nicht wieder vorkomme.

Direkt nach den Feiertagen ging er zu dem *Esrog*händler seines Ortes und machte ihm den Vorschlag, er wolle ihm Jahr ein, Jahr aus jede Woche sechs Kreuzer zahlen, er müsse ihm aber dafür jedes Jahr auf *Suktoth* einen schönen *Esrog* liefern, und sich mit dem Preis zufrieden geben ohne Rücksicht darauf, ob die *Esrogim* gerade theuer oder billig seien. Das Geschäft wurde abgeschlossen. *Reb Jzig* lieferte jeden Freitag seine sechs Kreuzer ab und erhielt dafür einen schönen *Esrog* auf *Suktoth*.

Das ging so mehrere Jahre fort, bis eines schönen Freitags, es war noch nicht einmal *Ellul*, der Händler dem Hausirer einen *Esrog* zeigte, den er soeben als Probefendung direkt aus *Triest* erhalten hatte. Der *Esrog* war sehr schön, wie es bei einem zur Probe geschickten Exemplar nicht anders zu erwarten war, und der Hausirer war gern bereit, den *Esrog* als sein Eigenthum mit nach Hause zu nehmen. Er knüpfte nur die Bedingung daran, den *Esrog* gegen einen anderen umtauschen zu dürfen, falls gegen alles Erwarten sich unter den später eintreffenden etwas schöneres finden sollte.

Niemand war glücklicher als der arme Handelsmann, als er so früh seinen *Esrog* in Sicherheit wußte, seine Freude wurde nur durch das Bedenken getrübt, welches seine kluge Lebensgefährtin zu Hause geltend machte, daß der Händler den

Esrog gewiß nicht ohne Absicht so frühzeitig verkauft habe, weil er sich vielleicht gar nicht bis Sukkoth in seiner gegenwärtigen Frische halte. Aber der Händler lachte seinen vorsichtigen Kunden aus und versicherte ihn, er gebe ihm jeden anderen beliebigen Esrog, wenn diese Befürchtung wirklich eintreffen sollte.

Da traten während der ersten Tage des neuen Jahres ungewöhnlich heftige Regengüsse ein, die in wenigen Tagen Hochwasser zur Folge hatten. Die Flüsse traten aus den Ufern, so daß Bahn und Post den Verkehr einstellen mußten. Die Esrogim waren von Triest rechtzeitig abgeschickt worden, aber sie konnten wegen der allgemeinen Wassernoth nicht weiterbefördert werden und blieben mit den zahllosen anderen Frachtstücken in den von dem Wasser verschonten Stationen aufgestapelt liegen. Jom Kippur kam und ging, aber von den Esrogim war keine Spur zu sehen und die Aussicht schwand von Stunde zu Stunde, auf Sukkoth einen Esrog zu bekommen.

Der Esroghändler, von allen eiten umdrängt, zuckte schwermüthig die Achseln, weil sein Geschäft, von dem er den großen Theil des Jahres lebte, wörtlich zu Wasser zu werden drohte. Er suchte noch am Ausgang von Jom Kippur Reb Jzig auf und sagte, er hätte ihm ein gutes Geschäft vorzuschlagen. Er kaufe den Esrog wieder zurück und zahle dafür 25, 30, 40 Gulden. Aber der arme, reiche Hausirer lächelte und meinte: so reich seid Ihr nicht, um mir einen Esrog abzukaufen, und wenn Ihr mir die Schul mitsammt dem Almemor anbieten würdet, er ist nicht feil.

Als der Händler fort war, schloß Reb Jzig vorsichtig seine ärmliche Stube ab, öffnete die Kommode, in welche er den

Esrog verschlossen hatte, um sich zu überzeugen, daß sein Schatz auch noch unverfehrt da war. Er war womöglich noch schöner geworden in seinem Verließ, goldgelb, flecken- und makellos lächelte er seinen glücklichen Besitzer an und dieser strahlte vor Freude über das Glück, das ihm auf so wunderbare Weise geworden war. Dieses Glück wurde noch erhöht, als er sich überzeugte, wie die würdige Gefährtin seines Lebens, welche alle Sorge und Entbehrung mit ihm theilte, in dem Punkt ganz so wie er dachte und auch nicht einen Augenblick im Zweifel war, daß man eine solche Mizwoh nicht für bloßes Geld preisgeben dürfe und wenn auch 40 Gulden auf dem Spiele ständen, eine Summe, welche die armen Leute vielleicht niemals beisammen im Besitze gehabt hatten.

Am anderen Morgen stand man in „Gottes Namen“ auf, ging früher als sonst zum Morgengebet, früher als sonst suchte Reb Zbig seine Dörfer auf, um noch für die bevorstehenden Feiertage vielleicht etwas zu verdienen. Seine Frau und die Kinder hätten so nöthig neue Kleider auf Somtos gebrauchen können und wenn sie jetzt wegen der kurzen Zeit auch nicht mehr zu beschaffen gewesen wären, er hätte ihnen wenigstens gern die Versicherung auf Somtos gegeben, daß sie nach Verlauf derselben mit armer Winterkleidung bedacht würden.

Während Reb Zbig draußen von einem Bauernhause in's andere ging, waren zu Hause drei angesehene Männer von der großen Nachbargemeinde P. eingetroffen. Auch in der großen Gemeinde war nicht ein einziger Esrog aufzutreiben und man hatte Boten in die umliegenden Orte geschickt, um dort das Gesuchte vielleicht zu finden. Die Boten hatten unbeschränkte Vollmacht für einen Esrog jede Summe zu zahlen, nur sollten sie nicht zurückkommen, ohne wenigstens einen ein-

zigen Esrog für die Gemeinde mitzubringen. Ihr erster Weg war zu dem Esroghändler und dieser erklärte ihnen: Einen Esrog haben wir hier und zwar einen ganz fehlerlosen, schönen, ob er aber zu kaufen ist, das bezweifle ich. Ich habe gestern Abend 40 Gulden dafür geboten und wurde zurückgewiesen.

„Wer hat den Esrog?“ fragte der Wortführer der Deputation.

„Der Esrog ist im Besitz eines blutarmen Mannes, eines gequälten Handelsmannes, aber ich glaube nicht, daß er zu haben sein wird.“

„Bah,“ meinte schmunzelnd einer der Deputierten, „mit Geld kann man viel ausrichten, besonders bei einem armen Mann und noch mehr, wenn es auf Tomtof geht. Jedenfalls wollen wir unser Glück versuchen.“

Von dem Händler geführt, suchten die Herren das armselige Häuschen auf, sie trafen aber, wie wir bereits wissen, nur die Frau des Hauses an.

„Die Herren,“ sagte der Händler, „kommen direkt von P. und wollen um jeden Preis Euren Esrog kaufen. Ihr wißt vielleicht nicht, daß ich Eurem Manne gestern Abend 40 Gulden geboten habe. Die Herren geben wahrscheinlich sogar 50 Gulden. Aber sie haben große Eile, deshalb entschließt Euch schnell und laßt Euch ein so gutes Geschäft nicht aus der Hand gehen, wie man es kaum alle Jubeljahr einmal machen kann.“

„Wie kann ich den Esrog meines Mannes in seiner Abwesenheit verkaufen, wo ich doch ganz sicher weiß, daß er ihm nicht feil ist?“

„Verzeihen Sie,“ entgegnete einer der Deputierten, „wenn ich Ihnen hier widersprechen muß. Sie wissen nur, daß Ihr

Mann auf ein Angebot von 40 Gulden den Esrog nicht verkaufen wollte. Wie aber Ihr Mann gedacht hätte, wenn man ihm nicht 40 offeriert, sondern sogleich 80 gezahlt hätte, das können Sie nicht wissen. Nun, ich lege Ihnen hier die 80 Gulden auf den Tisch und dann ist das Geschäft, denke ich, abgeschlossen.“

Bei diesen Worten öffnete der Sprecher seine Geldtasche, die er vorn über der Brust hängen hatte und zählte in Banknoten 80 Gulden hin.

Als die arme Frau das viele Geld sah, drehte sich ihr alles im Kopfe herum. Achtzig Gulden auf ihrem Tisch auf einmal, wer hätte so etwas für möglich gehalten! Sprachlos starrte sie bald auf das Geld, bald auf die Tasche und dann wieder auf die Kommode, in welcher ihr Schatz geborgen war. Es war ein harter Kampf, wäre nur ihr Mann zu Hause gewesen!

Die Unterhändler gewahrten den seelischen Kampf zwischen dem Ideal in der Kommode und dem Materiellen hier auf dem Tisch, zwischen dem Esrog und dem Gelde, und sie glaubten, den Kampf zu ihren Gunsten beeinflussen zu können, wenn sie noch zwanzig Gulden der Summe hinzufügten.

„Da habt Ihr hundert Gulden, damit seid Ihr für die Mizwoh reichlich entschädigt, und nun gebt uns den Esrog.“

„Den Esrog kann ich Euch nicht geben, er gehört nicht mir,“ sagte das biedere Weib und starrte dabei unverwandten Blickes auf das viele Geld, das vor ihr ausgebreitet lag.

Darauf zogen sich die Herren zu einer kurzen, leisen Berathung in einen Winkel der Stube zurück. Der eine meinte, sie müßten das Geschäft abschließen, bevor der Mann nach

Hause käme, denn wenn die Frau schon so fest an dem Esrog hänge, so sei es dem Manne noch viel weniger feil. Der andere erklärte sich entschieden dagegen, denn er glaube nicht, daß man mit einem solchen Esrog überhaupt seiner Pflicht genügen könne, das von dem unrechtmäßigen Eigenthümer auf diese Weise erstanden sei. Dem Dritten, einem würdigen Greise, standen ein paar Thränen in den milden Augen, er flüsterte: *Isroel Redauschim hem!* Was ist das für ein *Kiddusch haschem*, der sich hier in dieser armseligen Stube vollzieht! Wir werden den Esrog nie bekommen, aber es wäre doch der Mühe werth, einmal zu sehen, wie hoch dieser armen Frau die Liebe zur *Mizwoh* steht. Er nahm seinem Begleiter die Geldtasche ab, griff eine Hand voll Banknoten heraus und zählte sie auf den Tisch, indem er eine neben die andere legte, zweihundert, dreihundert, vierhundert, vierhundert und vierzig Gulden! Jetzt war der ganze Tisch mit Kassenscheinen derart bedeckt, daß keiner mehr darauf Platz hatte.

„So, liebe Frau, das Geld gehört Euch, wie Euch der Tisch gehört auf dem es liegt, und nun gebt uns den Esrog heraus, denn ohne Esrog dürfen wir nicht heim kommen zum *Rosch Hakohol* von *P.*“

Schon langte die Frau mit der Hand nach der Tasche, um den Schlüssel zum Esrog herauszuholen, so verwirrt hatte sie einen Augenblick der Anblick des vielen Geldes gemacht, aber es war nur ein Augenblick; dann gewann sie wieder die Fassung.

„Was sagt Ihr?“ begann sie tiefathmend mit zitternder Stimme, „Ihr kommt von *Rosch Hakohel* in *P.*? das glaube ich nicht, sondern Ihr kommt direkt aus dem Gehinnom, Ihr seid *Schedim* in Menschengestalt und wollt eine arme Frau be-

rücken, um ihr den Frieden mit ihrem Mann und mit Gott zu stören. Seid Ihr aber wirklich ehrbare Männer, so verlaßt mein armes Heim und kommt heute Abend wieder, wenn mein Mann zu Hause ist. Will er Euch seinen Esrog verkaufen, so ist es mir recht, will er ihn Euch nicht verkaufen, so ist es mir auch recht. Das ist mein letztes Wort!"

Als die Herren sahen, daß alle Künste an dem Biederfinn des wackeren Weibes zu Schanden wurden, machten sie aus der Noth eine Tugend.

"Ihr redet und handelt wie eine Esches Chajil reden und handeln muß. Wir werden also heute Abend wiederkommen, wenn Euer Mann zu Hause ist. Aber das Geld lassen wir bei Euch auf dem Tische liegen, damit wir es nicht den ganzen Tag bei uns herumtragen müssen; wann ist Euer Mann zurück?"

"Mein Mann ist zu Mincha jedenfalls wieder daheim, aber das Geld lasse ich nicht einen Augenblick länger auf meinem Tisch. Fast hätte es mich zum schwanken gebracht, warum sollte ich meinen Mann ebenfalls einer solchen Versuchung aussetzen und zwar unnöthiger Weise, denn Ihr dürft sicher sein, verkaufen wird mein Mann seinen Esrog nicht und wenn Ihr ihm alles Geld der Welt dagegen brächtet, also seid mauchel Nabbaufaj und nehmt Euer Geld mit."

Die Herren gingen mitsammt ihrem Gelde, von dem Esrog Händler begleitet, in dessen Wohnung zurück, um dort die Rückkunft des Reb Jzig's abzuwarten. Er mußte auf dem Rückweg zuerst das Haus des Esrog Händlers passieren, und darauf hatte der letztere einen neuen Plan gebaut, um das Esrog füglich doch zu erhalten.

Nach wenigen Stunden kam der arme Handelsmann mit einem schweren Sack voll Waare beladen zurück. Der Esrog=

händler, der sich am Eingang der Straße aufgestellt hatte, rief Reb Jzig: „Scholem Alechem und Masel tof“ zu.

Reb Mendel aus P. ist hier mit noch zwei Abgesandten von Kosch Hakohol in P. Sie sind extra gekommen, um Euer Eskrog zu kaufen. Was meint Ihr, wie es ihnen Euer Weib gelassen hat? Na, rathet's doch nicht: 400 Gulden, in haar ausgezahlt!“

Die vierzig Gulden, die er verschwiegen, hoffte er auf irgend eine Weise noch zu seinen Gunsten bei dem Handel herauszuschlagen zu können.

Reb Jzig nahm seinen schweren Packen nicht vom Rücken, sondern sah den Sprecher nur groß an.

„Was sagt Ihr da? Mein Weib hätte mein Eskrog verkauft? Das glaub' ich nicht, aber wenn sie es gethan hat, so hat sie es ohne mein Wissen und gegen meinen Willen gethan, und ich werde die Käufer zum Din Thora fordern.“

Als Reb Jzig eben weiter gehen wollte, traten ihm die Deputirten aus P. in den Weg, riefen ihm den Friedengruß entgegen und sagten:

„Ihr scheint gar nicht zu wissen, was wir heute für Geld in Euer Haus gebracht haben; ein solches Geschäft macht man nicht jeden Tag!“

„Meine Meinung habt Ihr gehört, gebt gutwillig den Eskrog heraus, sonst passirt ein Unglück. Glaubt Ihr, ich lasse mir so etwas gefallen? Und glaubt Ihr, Eure Khilllo wäre mit einem solchen Eskrog jauze? Glaubt Ihr, man dürfe das letzte der zehn Gebote übertreten, wenn es sich um eine Mizwo handelt, sobald die eine Partei Schluchim von P. sind und die andere ein armer Handelsmann ist? Ihr seid doch gelernte

Leute, wißt Ihr nicht, daß das Geld, welches man für einen Gegenstand giebt, nach dem man gelüftet, das Verbot „Lau Sachmod“ nicht aufhebt? Und wenn Ihr hundert Mal glaubt, mit Geld könntet Ihr einen armen Menschen berücken, das Verbot Gottes, nach dem Gut eines Menschen zu gelüften, könnt Ihr mit Eurem Gelde nicht aufheben.“

„Wo denkt Ihr hin,“ fiel Reb Mendel besänftigend ein, „daß wir so etwas thun. Es ist wahr, wir waren in Eurem Hause und wollten viel Geld für Euer Esrog geben. Wenn Ihr erlaubt, begleite ich Euch in Eure Wohnung, ich habe dort meinen Stock stehen lassen. Auf dem Wege dahin will ich Euch alles erzählen, wie sich's zugetragen hat.“

Erleichtert athmete Reb Jzig auf, als er hörte, seine Frau habe noch den Esrog und die Abgesandten noch ihr Geld, denn jetzt war er Herr der Situation.

Als die beiden in die niedere Stube eintraten, saß die Frau mit vertweinten Augen da.

„Warum weinst Du?“

„D, wie bin ich glücklich, daß Du da bist und auch der Schliach von B. Wie groß sind die Worte unserer Chachomim, welche sagen, je mehr Vermögen, desto mehr Sorgen. Ich weiß nicht, ob ich Recht oder Unrecht gethan habe, als ich die drei bekoweden Leute so hart abwies. Ja, ich muß sagen, wenn ich allein über den Esrog zu sagen hätte, ich hätte ihn gerne für die große Summe verkauft, wie viel Gutes hätten wir mit dem vielen Gelde thun können! Aber jetzt, da Du da bist, so handle Du, wie Du es für recht hältst.“

„Boruch Haschem,“ erwiderte Reb Jzig, „daß Du Dich in keiner Weise gebunden hast. Wie würde ich auch eine solche Mizwo für bloßes Geld aus den Händen geben! Nein, Reb

Mendel, was der Esrog für Euch werth ist, ist er auch für mich werth. Sucht weiter, vielleicht findet Ihr anderswo, was Ihr sucht, mein Esrog ist für Geld nicht feil. Jetzt aber seid mauchel, es ist Zeit zu Mincho, soeben hat man in Schul gerufen.“

Als sie durch den halbdüsteren Hausflur gingen, ergriff Rabbi Mendel die Hand des armen Handelsmannes und drückte sie mit inniger Zärtlichkeit.

„Ihr habt eine große Versuchung glänzend bestanden. Ich habe einen Esrog gesucht und habe einen Juwel gefunden. Und nun habe ich eine Bitte an Euch. Ich weiß, Ihr könnt auf Somtos Geld gebrauchen. Nehmt hier von mir die zehn Gulden, nicht als Lohn für Eure große Mizwo, sondern aus Freude darüber, daß ich einen Mann und ein Weib kennen gelernt habe, wie Ihr es seid. Seid nicht stolz und weist es nicht zurück! Ihr dürft das Geld später mir oder meinen Kindern zurückgeben, wenn Ihr es nicht mehr brauchen solltet. Ihr wißt es ja, daß die Welt ein kreisendes Rad ist. Wer heute hoch oben steht, steht morgen tief unten. Ich bin sicher, daß Ihr noch einmal hoch stehen werdet in der Welt, denn eine solche Handlungsweise läßt der Vater im Himmel nicht unbelohnt. Gott könnte alle Menschen reich und glücklich machen. Aber er thut es nicht, weil leider die meisten Menschen Reichthum und Glück nicht vertragen. Euch hat Gott probirt und Ihr habt die Probe so glänzend bestanden, daß Eurem Glück und Eurem Reichthum nichts im Wege steht. Das Geld wird Euch nicht blenden, beherrschen und hart machen. Ihr werdet Herr über Euer Geld bleiben, das Euch Gott noch einmal in reicher Fülle zu Masol und Brocho geben wird.“

Mit diesen Worten drückte der Sprecher dem armen

Handelsmanne eine Zehnguldennote in die Hand und verschwand.

Als Reb Zbig nach Mincho zu seinem biederen Weibe zurückgekehrt war und ihr die Zehnguldennote zeigte, fand er sie nicht so erfreut, wie er gehofft hatte. Ernst sinnend ging sie ein und aus, und selbst als der Zomtof kam, lagerte ein Schatten über der Festesfreude, die sonst das Haus der armen Menschen verklärte.

Auf das wiederholte Drängen nach der Ursache ihrer Unruhe erklärte sie ihrem beunruhigten Manne folgendes:

„Ich weiß, daß ich als Frau jauze bin, wenn ich den Willen meines Mannes thue. Auch in dem Falle mit dem Szrog habe ich nicht anders handeln können, als ich gehandelt habe. Aber ob Du richtig gehandelt hast, das habe ich von Anfang an bezweifelt. Du hättest doch wenigstens vorher ein Schaalo beim Rabbiner machen sollen, dann wärest auch Du gedeckt gewesen. Man macht ja so oft Schaalos über weit weniger wichtige Sachen. Wenn Du dem Raf gesagt hättest, was Du für Dich, Deine Familie und die Jeschiba Gutes hättest thun können mit einem Vermögen von 440 Gulden, so weiß ich nicht, ob er nicht anders gepaßent hätte, als Du entschieden hast. Das ist's, was mich bedenklich macht.“

„Du hast recht, liebe Frau, aber ich glaube, ich habe auch recht gehandelt. Man soll immer eine Schaalo machen, wo man im Zweifel ist, aber ich war nie einen Augenblick im Zweifel, daß ich so handeln müsse, wie ich gehandelt habe. Wenn auf der einen Seite 440 Gulden liegen und auf der anderen steht eine Mizwo, die man nur einmal im Jahre erfüllen kann, kann ich da im Zweifel sein, ob ich für todeskaltes Geld oder für die Worte des lebendigen, ewigen Gottes

mich entscheiden soll? Aber ich mache Dir einen Vorschlag zur Güte. Wir wollen noch nachträglich eine Schaalo, aber nicht an einen Menschen, sondern an Gott richten.“

Erstaunt blickte die wackere Frau zu ihrem Manne auf und fragte:

„Und wie willst Du das anfangen?“

„Höre nur zu. Unsere Handlungsweise mit dem Esrog habe ich von vornhinein für ganz selbstverständlich gehalten. Erst als uns Rabbi Mendel die Zehnguldennote schenkte und dazu uns seinen Segen gab, ging mir eine Ahnung von der Möglichkeit auf, daß wir vielleicht lifnim mischuras Haddin, d. h. in einer Weise gehandelt hätten, zu der wir nach strengem Recht nicht verpflichtet gewesen wären. Rabbi Mendel ist mir als frommer, gelehrter und wohlhabender Mann noch aus der Zeit seines Jeschibabefuches bekannt. Wir wollen nun folgende Probe machen. Von den zehn Gulden brauchen wir nicht die Hälfte, um ganz Tomtof sorgenfrei zu leben. Die übrigen fünf Gulden wollen wir in die Lotterie setzen. Will Haschem boruch hu wirklich, daß wir reich werden sollen, so können wir auf diesem Wege bis in 14 Tagen 100 000 Gulden gewinnen. Will Er es aber nicht, nun, so sind unsere fünf Gulden allerdings verloren, aber wir wissen wenigstens sicher, daß Gott meine Handlungsweise gerechtfertigt und den Besitz seiner Mizwoth für ein größeres Glück hält, als den Besitz von Geld und Gut.“

Mit diesem salomonischen Urtheile erklärte sich die Frau zur großen Freude ihres Gatten einverstanden. Er selber war von dieser Art der Entscheidung gar nicht so sehr erbaut, da ihm fünf sichere Gulden lieber waren, als Hunderttausende höchst zweifelhafte. Aber höher stand ihm der Friede seines

Hauses und die Ruhe seines geliebten Weibes. Er kaufte also kurz nach Jomtof ein Lotterielooß, und was soll ich Euch länger damit aufhalten, nach drei Wochen war es wirklich mit dem höchsten Treffer herausgekommen. Reb Jzig und seine Frau wurden reiche Leute, aber Niemand außer dem Rabbiner hat von der ganzen Geschichte etwas erfahren. Sie zogen einige Monate später unter denselben ärmlichen Verhältnissen aus dem Dorfe fort in eine entfernte große Stadt.

Reb Jzig, der kaum seinen Namen schreiben konnte, studirte das großstädtische Geschäftsleben, und sein reger Geist und praktischer Sinn fanden dort bald Mittel und Wege, das gewonnene Geld geschäftlich anzulegen. Er lebt heute noch mit seiner Familie und seinen längst verheiratheten Kindern in dieser Stadt und hat sich seit mehreren Jahren ganz vom Geschäfte zurückgezogen, um nur für Thora und Mizwoth zu leben.

Das ist die Geschichte, die ich schon seit vielen Jahren mit mir herumtrage und die mir zeigt, was gerade in dem Esrog für ein hoher Werth liegen muß. Deshalb erscheint mir das, was ich für meinen Esrog ausgabe, nicht als Opfer, sondern als Einsatz für einen Gewinn, der durch alles Geld und Gut gar nicht aufgewogen werden kann."

*

*

*

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte der ganze Familienkreis den Worten dieser Erzählung gelauscht und noch nachdem der Erzähler geendet hatte, dauerte die lautlose Stille einige Minuten fort. Der erste, der sie unterbrach, war unser Student.

„Wie bist Du ein schöner Erzähler, lieber Großvater, von wem hast Du denn die herrliche Geschichte gehört?“

„Gehört habe ich sie von Niemandem,“ erwiderte der Großvater.

„Dann hast Du sie doch jedenfalls irgendwo gelesen?“

„Auch das nicht. Aber ich muß gestehen, daß mir Deine Complimente über meine schöne Erzählungsgabe fast so vorkommen, wie die Versicherungen derer, welche, um die Göttlichkeit der Thora mit Anstand leugnen zu können, unseren Lehrer Moscheh für einen ungewöhnlich großen Mann erklären. Was sie Moscheh an Größe zusprechen, geschieht auf Kosten der Wahrhaftigkeit und Göttlichkeit seiner Sendung. Du wolltest doch mit Deiner Anerkennung meines Erzählertalentes mir nicht eine Erfindung dieser ganzen Geschichte unterstellen, nachdem ich doch vorausgeschickt habe, daß es sich um eine wirklich vorgekommene Begebenheit handelt?“

„Verzeiht,“ ergriff einer der beiden armen Gäste das Wort, „wenn ich mich als Fremder in die Unterhaltung mische. Aber Sie werden sofort begreifen, in wie hohem Grade mich die erzählte Geschichte interessirt. Unser verehrter Wirth bedarf von mir gewiß keiner Bestätigung seiner Angaben, und ich bin auch überzeugt, daß der Herr Enkel mit seiner Bemerkung weit davon entfernt war, in die Worte des Großvaters irgend welchen Zweifel zu setzen. Aber wie Sie mich hier sehen, bin ich ein Sohn von Reb Mendel, das Gedächtniß des Gerechten werde zum Segen. Er hat uns oft von diesem Vorfall erzählt, und als er in den letzten Jahren seines Lebens fast sein ganzes Vermögen verloren hatte, sagte er mir wiederholt, von Reb Jzig wisse er sicher, daß er ihm helfen werde, er hatte aber jede

Spur seines Aufenthaltes verloren. Jetzt, wo ich die wunderbare Geschichte zum zweiten Male höre, hat es mich mächtig ergriffen, und wenn ich mir auch die Frage stelle, woher hat Herr von Kirschsteiner diese Erzählung, so leitet mich dabei nur die Möglichkeit, auf diese Weise den längst Gesuchten vielleicht endlich aufzufinden.“

„Ihr seid ein Sohn von Reb Mendel, sein Verdienst möge uns schützen, der in P. viele Jahre ein großes Hopfengeschäft betrieb?“ fragte der Wirth erstaunt.

„Der bin ich! Kanntet Ihr meinen Vater?“

„Wer wird Reb Mendel nicht gekannt haben! Mutter, kannten wir ihn?“ fragte Herr von Kirschsteiner nach seiner neben ihm sitzenden greisen Gattin gewendet.

Alle Augen richteten sich bei diesem Anlaß dem Großmütterchen, an der Spitze der Tafel, zu. Niemand hatte sie bis jetzt beachtet. Sie hatte ihr weißes Battisttaschentuch vor die Augen gedrückt, um sich, wie alle Anwesenden glaubten, vor dem grellen Gaslicht zu schützen, in Wirklichkeit aber, um die Thränen zu verbergen, die unaufhaltsam ihren Augen entstürzten.

Erschreckt sprangen Alle auf die theure Mutter und Großmutter zu, sie aber wehrte die liebende Besorgniß unter Thränen lächelnd ab.

„Erschreckt nicht, es sind Freudenthränen. Zum ersten Male in seinem Leben hat Euer Vater und Großvater heute Abend mir sein Wort gebrochen. Er hat mir versprochen, unsere Lebensgeschichte niemals ohne meine Einwilligung zu erzählen. Jetzt hat er's doch gethan, nun will ich zur Strafe das ergänzen, was er verschwiegen. Dein Großvater, lieber Wolf,

hat die Geschichte nicht gehört und nicht gelesen. Er ist ihr eigener Held. Und Ihr, lieber Drach, Sohn von Reb Mendel, wenn Ihr Reb Jzig sucht, erkundigt Euch einmal nach dem Rentier Ignaz von Kirschsteiner, der wird Euch Auskunft geben können. Nach Zomtof haben wir viel miteinander zu rechnen, wegen der Zinsen, welche die Zehnguldennote Eures wackeren unvergeßlichen Vaters getragen hat.“

„Begreifst Du's jetzt, Wolf, daß Dein Großvater sein Geld lieber in Esrogim, als in Fahrräder anlegt? Begreifst Du nun, was ein Esrog werth ist?“

